

<b>Zeitschrift:</b>	Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
<b>Herausgeber:</b>	Historischer Verein des Kantons Bern
<b>Band:</b>	66 (1982)
<b>Artikel:</b>	Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Band 1, Helvetik Mediation Restauration
<b>Autor:</b>	Junker, Beat
<b>Kapitel:</b>	6: Vom geistigen Leben
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1070933">https://doi.org/10.5169/seals-1070933</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## VI. KAPITEL

---

### VOM GEISTIGEN LEBEN

#### 1. DIE FREUNDE VON GESCHICHTE UND NATUR FINDEN SICH ZUSAMMEN

Das zweite Unspunnenfest erinnerte beiläufig auch an den Rütlischwur, den man damals ungefähr auf die Zeit der Ermordung König Albrechts von Habsburg ansetzte und der sich deshalb 1807 oder 1808 zum fünfhundertsten Male gefährt hätte. Aufrufe für besondere grosse Gedenkfeiern zu diesem Anlass fanden in Bern geringes Echo. Dabei fehlte historisches Interesse nicht etwa. Sein wichtigster Hüter und Förderer war Schultheiss Niklaus Friedrich von Mülinen, der im Spätjahr 1811 mit anderen Liebhabern der vaterländischen Geschichte die «Schweizerische Geschichtforschende Gesellschaft» ins Leben rief. Sie wollte sich in regelmässigen Sitzungen zum Austausch von Gedanken und Funden vereinigen und als Publikation den «Schweizerischen Geschichtsforscher» herausgeben. Die Zusammenkünfte fanden in Mülinens Wohnung statt und wurden fast nur von Bernern besucht. Diese stellten bei der Gründung rund zwei Drittel der ungefähr dreissig Mitglieder. Der «Geschichtsforscher» behandelte zwar auch ausserbernische Themen, verlegte sich aber allmählich immer stärker auf die Familiengeschichte einzelner Adelsgeschlechter. So entwickelte sich die Vereinigung nicht ganz den Idealen ihres Stifters entsprechend. Er hatte nämlich gewünscht, dass «einerseits mehrere meiner jungen bernischen Mitbürger, von denen so viele jetzt keine bestimmten Berufsgeschäfte haben, zu einer zugleich angenehmen und nützlichen Beschäftigung geleitet und aufgemuntert, anderseits durch immer grössere Verbreitung der Kenntnis unseres guten Vaterlandes, seiner Vorzüge, der Grundsätze ihrer ehemaligen Stifter und Erhalter, das bei manchem Schweizer durch den Geist der Zeit eingeschlaferte Hochgefühl für National-Sinn, National-Freiheit und National-Ehre wiederum geweckt werden könne». Doch war nach Mülinen

«bei unseren jungen Landsleuten mehr Arbeitsfähigkeit als Arbeitslust vorhanden».

Als der Gründer wegen Amtsgeschäften und wegen geschwächter Gesundheit der Vereinigung nicht mehr seine volle Kraft widmen konnte, ging sie allmählich ein. Die formelle Auflösung erfolgte dann kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, als der «Historische Verein des Kantons Bern» und die «Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz» die Freunde bernischer und eidgenössischer Vergangenheit untereinander verbanden<sup>139</sup>.

Auch bei den Naturfreunden lebte der Verkehr unter Kollegen und Gleichgesinnten erneut auf. Die naturforschende Gesellschaft Berns hatte zwar 1802 zu bestehen aufgehört, aber bereits im Jahr darauf trafen sich einige ihrer Mitglieder wieder allwöchentlich in ihren Wohnungen, wobei sie sich fortan stärker als bisher der vaterländischen Naturgeschichte widmen wollten. Auf diesen Kreis ging ebenfalls die Errichtung eines botanischen Gartens bei der Akademie zurück, und die gleichen Personen nahmen sich auch des Museums an, das als Prunkstücke die Sammlung ausgestopfter schweizerischer Vögel des verstorbenen Pfarrers Sprüngli, ein Relief des Berner Oberlandes sowie völkerkundliche Trophäen ausstellte, welche der Berner Johann Wäber als Begleiter von James Cook aus der Südsee heimgebracht hatte.

Mehrere Ärzte schlossen sich zu einer medizinisch-chirurgischen Gesellschaft zusammen, die ihre beiden Zusammenkünfte pro Jahr nicht etwa in Bern, sondern in Burgdorf durchführen wollte. Auch Lesegesellschaften im Emmental und im Oberaargau bewiesen, dass geistige Regsamkeit kein Vorrecht der Hauptstadt war. Hier wurde im Gegenteil die Klage laut, die Leiste als geschlossene Gesellschaften würden die männliche Jugend von höheren Zielen fernhalten und zu Zerstreuung und Müsiggang verführen<sup>140</sup>.

## 2. KONZERT UND THEATER

Wie die Wissenschaft, so erholte sich auch die Kunst nach den unruhigen Zeiten recht bald, und schon Zeitgenossen deuteten die Zunahme musikalischer Aufführungen als einen «Beweis wieder eingetretener Ruhe und Harmonie». Jede Woche fand nämlich im ehemaligen Rathaus des Äusseren Standes ein Konzert statt. Chor und Orchester bestanden aus Laien. Unter der Leitung des Musiklehrers Gering oder des Geographie- und Naturgeschichte-Professors Friedrich Meisner wagten sie sich immerhin an Joseph Haydns «Sieben Worte Christi am Kreuz» und an seine «Schöpfung». Die gleichen Instrumentalspieler begleiteten im Theater Opern wie Mozarts «Entführung aus dem Serail» oder die «Zauberflöte», welche Wandertruppen auf der Bühne darboten<sup>141</sup>.

Beim Schauspiel traten nun häufiger deutsche Gäste auf statt französische Ensembles wie früher. Ihr Tempo bereitete etlichen Berner Zuhörern Schwierigkeiten, denn man sei «hier des deutschen Geschwind-Redens (Schnibelens) nicht so gewohnt wie des französischen». Im Repertoire dominierten heute vergessene Werke wie die Komödien Ifflands oder Kotzebues. Auf Schillers «Tell» hatten die «Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten» bereits im Mai 1804 in einer Artikelfolge hingewiesen, kaum war das Drama erschienen. Zu einer Aufführung kam es aber erst 1811. Sie fand guten Zuspruch, «obschon der Missbrauch, der in der Revolutionszeit von dem Namen des wackeren Wilhelm Tell gemacht worden ist, ihn beinahe um seinen Kredit gebracht hätte». Zwar befremdete es einen Rezensenten, «sich Walter Fürst und noch weniger Werner Stauffacher als gewöhnliche Bauern zu denken», und ebenso unpassend fand er die Berner-Landmädchen-Trachten für die Hauptdarstellerinnen, welche sie fast als Dienstbotinnen erscheinen liessen.

Da die Aufführungen um sechs Uhr begannen und etwa um neun Uhr beendet sein mussten, ging es nicht ohne massive Kürzungen ab, denen sogar die ganze Rütliszene zum Opfer fiel. Beim Betrieb im und um das Theater spielten überhaupt gesellschaftliche Rücksichten eine ebensogrosse Rolle wie künstlerische. Zum Bei-

spiel war dort ein bekannter Standort käuflicher Liebesdienerinnen, und besorgte Hausväter trugen deshalb «Bedenken, ihre Gattinnen und Töchter in das Schauspiel gehen zu lassen, indem sie befürchten, dass dieselben mit mehrern Schönen von der gefälligeren Art verwechselt und Unannehmlichkeiten ausgesetzt werden möchten<sup>142</sup>».

### 3. DIE AKADEMIE

Während der Helvetik war das Schulwesen der Stadt Bern zerfallen. Im Sommer 1805 gab ihm dann die Regierung wieder eine Grundlage mit einem rund vierzigseitigen Reglement, welches den Unterricht von der Elementarstufe an ordnete und das Bildungsgebäude durch eine Akademie krönte, die am 2. November 1805 feierlich eingeweiht wurde. Sie bot ihren Studenten das Rüstzeug für wissenschaftliche Berufe, vergab aber im Unterschied zu einer eigentlichen Universität keine Doktortitel. Auch nahm ihre philologische Fakultät (die den beiden heutigen philosophischen entsprach) nicht den gleichen Rang ein wie die drei übrigen, sondern bereitete nur auf diese vor.

Grundsätzlich stand die Anstalt allen Jünglingen von Stadt und Land offen. Aber schon 1813 schränkte der Kleine Rat den Zugang zu den Schulen ein auf Knaben, «welche nach dem Stand und Vermögen oder Beruf ihrer Ältern zu einer gebildeten Erziehung berechtigt und bestimmt sind», was etwa Kinder von Personen ausschloss, «welche in der Dienstbarkeit stehen, oder in einem der Dienstbarkeit ähnlichen Stande sich befinden, oder welche ohne eigenes unabhängiges Auskommen, keinen bestimmten Beruf treiben».

Geleitet wurden die Schulen samt der Akademie durch eine dreiköpfige Kuratel mit einem Kanzler an der Spitze. Dieses Amt versah seit 1805, abgesehen von einem kurzen Unterbruch, Abraham Friedrich von Mutach während zweieinhalb Jahrzehnten, nicht mit gewaltigem geistigem Höhenflug, aber zäh und unbeugsam die vielen Schwierigkeiten des Alltags meisternd und erstaunlich offen

auch für Personen und Auffassungen, die seinem eigenen, eher konservativen Denken ferner standen.

Die Zahl der Studenten stieg bald auf rund zweihundert, und an den Schulfesten jeweilen anfangs Mai im Münster gaben Ansprachen des Prorektors und die Prämierung von Preisaufgaben einem weiteren Publikum Einblick in die geistige Arbeit der Akademie.

Professoren waren für die Theologische und die Juristische Fakultät je drei, für die Medizinische vier und für die Philologische sechs vorgesehen. Die Obrigkeit erwartete von jedem unter ihnen nicht bloss fachliche Tüchtigkeit und «Wohlanständigkeit in der Kleidung so wie in der ganzen übrigen Lebens-Weise», sondern zu dem, «dass er seine Zuhörer auch nebenher lieblich behandle, sie aufmuntere, sie auf dem Weg der Wissenschaft und Tugend väterlich fortleite».

Trotzdem schlich sich viel Menschliches ein. Vor allem die beiden Juristen Samuel Ludwig Schnell und Karl Ludwig von Haller machten einander das Leben schwer. Schnell lehrte Zivilrecht und neigte den Ideen von Aufklärung und Helvetik zu, Haller dozierte allgemeine Staats- und Verfassungskunde und war starr antirevolutionär und altgesinnt. Die beiden rieben sich stets neu aneinander, sei es in Zensurfragen, sei es bei der Beurteilung der Preisarbeiten von Studenten. Dazu kam bei Haller ein gewisser Neid, weil die Veranstaltungen seines Rivalen besseren Zuspruch fanden als die seinen. Jedenfalls hatte Mutach immer wieder alle Hände voll zu tun, um zu vermitteln oder Hitzköpfe zurechtzuweisen, bis Haller schliesslich am Ende der Mediationszeit die Akademie verliess. Er gehörte ihr also bereits nicht mehr an, als er durch sein vielbändiges Hauptwerk als «Restaurator» in Europa berühmt wurde<sup>143</sup>.

#### 4. OBRIGKEITLICHER SCHUTZ FÜR DAS GEISTIGE WOHL DES VOLKES

Die Obrigkeit empfand es als ihre Pflicht, Theateraufführungen, Schriften und Kunstwerke zu verbieten, «die gegen die Religion, die Verfassung, die Sitten oder die gegen die fremden Regierungen

gebührende Achtung verstossen». Alles Gedruckte durfte erst publiziert werden, wenn es eine Vorzensur durchlaufen hatte, und besonders wurde «den Zeitungsschreibern bey Unterdrückung ihres Blatts und einer nach den Umständen zu erkennenden Busse, die ernstliche Weisung ertheilt, sich aller Bemerkungen und Raisonnements über politische Gegenstände, sie mögen von ihnen selbst oder von andern herrühren, zu enthalten; ... sich einer anständigen Schreibart zu befleissen, und aller harten, giftigen Zulagen, gegen wen es auch sey, sich zu enthalten». Dabei galt die Sorge der Behörden nicht bloss ihrem eigenen Ansehen, sondern sie beschlagnahmten ebenfalls ein Buch, welches führende Männer der Helvetik unglimpfte, und sie verboten Schriften, «welche die politischen Ereignisse in der Schweiz während der verflossenen fünf Umwälzungsjahre betrafen, weil die Regierung nicht zugeben wollte, dass die von ihr so ernstlich bezweckte Wiederherstellung der Ruhe und Besänftigung der aufgeregten Leidenschaften auf irgend eine Weise gehindert und so die erwünschte Eintracht gestört werde». Auch die Pfarrer empfingen die Mahnung, «sich überhaupt in ihrem ganzen Benehmen, vorzüglich aber in ihren Kanzelvorträgen, weder Aeussерungen noch Anspielungen zu erlauben, von denen vorauszusehen wäre, dass sie den Parteihass bei diesem oder jenem noch mehr anfachen und die nur zu gespannten Gemüther neuerdings reizen müssten».

So zeugen heute noch manche Lücken und unbedruckte Stellen in bernischen Blättern jener Zeit vom Wirken der Zensur. Sie strich und kürzte übrigens nicht nur, sondern konnte einen Redaktor auch zwingen, gouvernementale Darstellungen zu veröffentlichen. Wie schwierig sie zu führen war, zeigt etwa ein Vorfall, bei dem die ängstlichen Räte einen Beitrag in einer bernischen Zeitung als beleidigend für Napoleon taxierten, obwohl es sich um den Nachdruck eines ausländischen Artikels handelte, der die französische Zensur ohne Beanstandung passiert hatte. Berühmtester Zensor in Bern war Karl Ludwig von Haller, der seine Stellung missbrauchte, um seinem Kollegen an der Akademie, Samuel Ludwig Schnell, bei der Publikation seiner Werke alle möglichen Schwierigkeiten zu bereiten. Durch seine eigenwillige Amtsführung und seine Kompetenz-

überschreitungen überwarf sich aber Haller bald einmal mit den Behörden und gab seinen Posten wieder auf<sup>144</sup>.

Die Bewohner ländlicher Gebiete wurden durch Gedrucktes noch wenig beeinflusst. Aber auch sie wollte die Obrigkeit vor schädlichen Einflüssen behüten. Besonders gefährlich erschien hier das Wirken einzelner Sektierer. So hatte der Entlebucher Anton Unternährer schon während der Helvetik vor dem Berner Münster verkündigt, das Jüngste Gericht stehe unmittelbar bevor. Kaum war er aus dem Zuchthaus entlassen, sammelte er von neuem Anhänger, besonders in der Gegend von Amsoldingen. Geistesverwandte von ihm erregten Aufsehen, als sie 1807 im bernischen Rapperswil bei Bekehrungsversuchen auch körperliche Gewalt anwendeten, wobei ein Greis den Tod fand. Zwar entgingen die Schuldigen der Todesstrafe, aber sie wurden öffentlich angeprangert, und die Verkündung des Urteils vor dem Schloss in Aarberg gestaltete sich zu einem Schauspiel, zu dem neben allen Behörden des Bezirks auch über 6000 Schaulustige aus den benachbarten Regionen herbeiströmten.

Überhaupt waren die Massen leicht zu erregen. Himmelserscheinungen wie Sonnenfinsternisse oder Meteore galten immer noch als Drohfinger Gottes und als Vorboten nahenden Unglücks, obwohl im Herbst 1811 ein Komet just bei wochenlangem ausserordentlich schönem und klarem Wetter und bei entsprechend guter Ernte auftrat und die «Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten» mit Berechnungen über die gewaltige Entfernung des Sterns von der Erde die Ängste zu zerstreuen suchten.

So präsentiert sich die Mediation von den Anschauungen des Volkes her – ähnlich wie für ihre politischen Institutionen – als eine Periode zwischen dem Alten und dem Neuen. Sie war der Vergangenheit stärker verpflichtet als die Helvetik, machte aber deren Änderungen längst nicht alle rückgängig und stand deshalb in vielen Einzelheiten und im ganzen näher bei modernen Zeiten als das *Ancien régime*<sup>145</sup>.

